

ERINNERUNGEN VON BEWOHNERINNEN UND BEWOHNERN IM GWATT

Als Betty Lambert 1922 die Campagne Bellerive im Gwatt kaufte und als Sommersitz nutzte, gehörte das Quartier seit zwei Jahren zur Stadt Thun. Dies, weil die Gemeinde Strättligen eingemeindet worden war. In der Kyburgstadt am Ausgang des Thunersees und am Fusse des Stockhorns lebten damals gut 14'200 Menschen. 1961, als die Baronin nach Genthod zog, hatte sich die Einwohnerzahl auf beinahe 36'000 vergrössert. In derselben Zeit veränderte sich das bäuerliche Dorf Gwatt an der Grenze zwischen Thun und der Nachbargemeinde Spiez langsam zu einem dicht besiedelten Aussenquartier. Ende 2019 lebten rund 50'000 Menschen in der Stadt Thun.

In Ergänzung zur Romanbiografie «Die Baronin im Tresor» und zum Zusatztext auf meiner Website zu den Angestellten ist nachstehend eine Auswahl von Anekdoten und Erinnerungen festgehalten, welche mir Gwatterinnen und Gwatter während der Recherchen über die Baronin erzählt haben.

Gasthof Lamm und sein Stammtisch

Der Gasthof Lamm befindet sich rund 350 hundert Meter stadtauswärts von der Campagne Bellerive und dem dazu gehörenden Gutshof entfernt. Der Name «Lamm» verdankt die Wirtschaft mit seinen fünf Doppel- und sieben Einzelzimmer und insgesamt zwanzig Betten den Schafherden. Bis zur Eröffnung der Thunerseebahn 1893, deren Linie Scherzligen-Därlichen seither die Wiesen und Äcker des Bonstettenguts durchquert, übernachteten die Hirten mit ihren Tieren regelmässig neben dem Wirtshaus auf ihrem Weg zur Alp. Zuvor, bis 1678, hiess das Wirtshaus das «weisse Kreuz». Während Jahren enthielt das «Lamm» eine Gerichtsstube, eine Metzgerei und eine Bäckerei sowie bis 1909 die Poststelle (danach im Haus an der Gwattstrasse Nummer 125, am südwestlichen Rand des Parkes und rund 250 Meter ebenfalls stadtauswärts vom Herrschaftsgebäude entfernt).

Der italienische Chefkoch und der belgische Butler der Baronin waren in den Jahren nach dem Krieg bis zu ihrem Wegzug bekannte Gesichter am Stammtisch im «Lamm». Die beiden Frohnaturen mit auffälligem Charme liebten es, nach Feierabend hin und wieder mit den «Gwattern» zu «dorfen», das heisst mit ihnen zu plaudern und dabei zu sein, wenn sich die Männer die neusten Nachrichten im Dorf erzählten. Der Koch und der Butler verbreiteten mit ihren französischen und italienischen Akzenten und ihrer Vergnüglichkeit einen Hauch Exotik und Internationalität in der Gaststube. Je später der Abend, desto lustiger die Runde. In Hochstimmung sang der Chef-Cuisinier ein italienisches Liebeslied, oder Joseph tanzte zu Fritz Linders lüpfigen Handorgel-Klängen und brachte den Holzboden zum vibrieren.

Der Wirt kennt einige Anekdoten

Walter Linder von der Besitzerfamilie des Gasthofs war in den 1950er-Jahren noch als Wirt im Betrieb. Im Abschiedsjahr von Betty Lambert, 1960, war er 24 Jahre alt. «Es hiess immer, dass die Behörden der Baronin als Jüdin und reicher Aristokratin mit dem Kaufpreis von 7,5 Millionen Franken für das Anwesen eine Lektion erteilen wollten», nannte der Wirt ein Beispiel einer Anekdote, die im Gwatt über die Baronin erzählt wurde. Und ebenso, dass sie bereits betrogen worden sei, als sie Anfang 1922 ins Gwatt gezogen sei. Da sie Jüdin und erst noch eine Rothschild-Nachfahrin sei, habe der alte von Bonstetten ihr als Schwiegertochter einen zu hohen Preis für den Landsitz verlangt.

Linder betonte die Hilfsbereitschaft der Baronin. Ein Beispiel: «Die Michels wohnten an der Gwattstrasse 105 in der Nähe des Campings; in einem Haus, welches sie auf dem von-Bonstetten-Gelände bauen durften. Christian Michel-Gimmel war eine Art Hausschneider der Baronin. Doch «Chrigel» starb früh – noch vor dem Krieg. Seine Pauline, ebenfalls Schneiderin, war als Witwe und Mutter des 14-jährigen Fritzli auf einen Schlag beinahe armengenössig. Die Madame half Pauline. Sie gab ihr weiterhin Aufträge und liess sie Kleider von ihr austragen, welche natürlich alle wie «neu» waren. Was wurde die Pauline

deswegen gehänselt! Zudem hatte die Madame ihren Wucher sogar damit beauftragt, eine Lehrstelle für Fritzli zu finden. So kam Paulines Sohn in Zürich zu einer Sanitär-Installateur-Firma, arbeitete danach in Basel und kehrte mit der Baslerin nach Thun zurück, die er 1942 heiratete. Fritz' Mutter, die kränkliche Pauline, starb leider bereits 1941 und damit vor der Geburt ihrer Enkeltöchter. Fritz Tochter Ruthli kam 1943 auf die Welt und ein Jahr später das Schwesterchen.»

«Sie spazierte oft durch den Park, insbesondere oft in den Kriegsjahren», erzählte Walter Linder weiter von seinen Erinnerungen an die Baronin. «Das Bild sehe ich unauslöschlich vor mir: Sie promenierte durch den Park oder durch die Westallee, mit Hunden und gesetzter Sonnenbrille. Manchmal mit Gästen, manchmal alleine, mal mit Uniformierten oder mit Männern im Anzug, mal mit Schönheiten im glänzenden Seidenkleid und extravaganten Hüten oder auch etwa mit einem Mann im Mönchsgewand, mit Kutte und Hüftschnur.»

Ein besonderes Erlebnis für den Wirt im «Lamm» war, als Betty Lambert im Sommer 1957 besonderen Besuch erwartete: «Wir hatten eben erst den Gasthof renoviert. Eines Tages traten der Fürst von Monaco und seine Ehefrau Grace Kelly ein. Sie setzten sich in die Ecke rechts vom Eingang. Ich weiss noch genau an welchen Tisch. Sie waren zu früh und überbrückten die Zeit mit einem Halt bei uns. Ob das Baby Caroline dabei war, weiss ich nicht mehr. Aber ein älterer, elegant gekleideter Herr begleitete sie. Ich dachte, dass dies der Vater von Fürst Rainier sein könnte. Sie kamen von Schönried, wo sie ein Chalet besaßen oder regelmässig mieteten – das war bekannt. Zudem besuchte die Baronin die Fürstenfamilie ab und zu in Monaco, wie ich später erfuhr. Als die noblen Gäste unser Wirtshaus verlassen hatten, eilte ich zur Villa der Madame hinüber. Das wollte ich sehen. Es war wie ein Staatsbesuch, alles besonders sauber und geschmückt. Der Chauffeur fuhr das Paar in den Ehrenhof, und der Butler der Baronin führte die Gäste zur Westseite des Herrenhauses.» Drei Jahre später, am 11. November 1960, beehrte das Fürstenpaar die Bundeshauptstadt mit einem ersten offiziellen Staatsbesuch. Wie die Medien betonten, war die Stadt Bern herausgeputzt wie kaum je zuvor.

Linders Kindsheiterinnerungen im Park

Walter Linder erinnert sich weiter an seine Kindheit, in welcher der Park der Baronin für ihn wie für andere Kindern im Gwatt ein gern besuchter Ort war. «Im Winter durften wir damals in den Park, da die Madame verreist war. Wucher erlaubte uns manchmal, auf den gefrorenen Eisflächen am Seeufer Schlittschuh zu laufen. Sowieso versuchten wir als Kind immer wieder, uns hineinzuschleichen und auf den Schaukeln neben dem Tennisplatz in den Himmel hinauf abzuheben. In den Sommermonaten, wenn sich die Baronin zwar in der Villa aufhielt, die Gäste jedoch abgereist waren, gestattete der Wucher den Gwattern dann und wann, ausnahmsweise an einem schönen Sonntagnachmittag einen Bummel durch den Park.»

Der Kanal im Park, wie Linder und andere Gwatter erzählten, war im Dorf einst ein gefragter Treffpunkt. «Früher hatte Madame Bonstetten der Bevölkerung im Gwatt noch erlaubt, im Kanal zu fischen; meist frühmorgens am Sonntag. Als Kind habe ich jeweils am Samstagabend auf dem Miststock Würmer gesucht, um sie den Fischern danach an die Angel zu hängen. Doch wenn sich ihre Fensterläden in der Villa um acht Uhr öffneten, mussten alle schleunigst ihren Fang und die restlichen Würmer zusammenpacken und verschwinden. Die Baronin wollte niemanden sehen. Im Park gab es viele Bäume und Büsche, massenhaft Ringelnattern und andere Schlangen, unzählige glänzende Libellen und vereinzelt Fischotter. Vor der zunehmenden Verlandung des Kanals schaukelten wunderschöne rote und weisse Seerosen auf dem Wasser und der Grund war übersät von Muscheln», erzählt Walter Linder. «Die Palette der gefangenen Fischarten war früher riesig: Hecht, Egli, Brachse, Schleie, Alet, Hasle, Bläuel – einmal hatte ich sogar einen Goldfisch an der Angel, der durch den Überlauf vom Teich hinter der Villa untendurch und in den Kanal geschwommen war.»

Während der Kriegsjahre waren im Gasthof stets Soldaten einquartiert. Die Bevölkerung, allen voran die Kinder, staunten über ihre Ausrüstung, die Train-Pferde, die Wagen, die Koch- und Proviantkisten. «Das halbe Dorf fasste bei uns Militärsuppe, die in der Truppenküche in unserem Untergeschoss gekocht wurde. Die Offiziere wohnten in unseren Hotelzimmern, während im Gästezimmer des Gärtnerhauses der Baronin die Unteroffiziere und die Ordonnanz nächtigten.» Walter Linder berichtet, dass die Soldaten durch die Strassen marschierten und dass Ausgehungerte von den Bediensteten der Baronin gepflegt wurden. «Manchmal durften Hilfesuchende dem Gärtner für ein paar Tage bei der Arbeit helfen, damit sie sich etwas Geld verdienen konnten. Neben dem Gasthof stand auf dem seeseitigen Parkplatz bis zum Kriegsende zudem eine Baracke, welche einquartierten Truppen als Unterkunft diente. In der Kurve nebenan befand

sich die Scheune, die als Pferdestall benutzt wurde.» Hinter den Drahtzäunen an der Strasse und der Eisenbahnlinie befand sich, wie Linder erwähnt, ein Barackenlager. «Dort wurden Gefangenene oder Internierte untergebracht. Unter ihnen befanden sich bestimmt auch Juden. In Lumpen gekleidet, rauchten die Männer draussen bei den Zäunen oder hängten hinter der Baracke ihre Wäsche an Leinen und Drähten auf.»

Walter Linder kannte auch Max Wucher und weiss, wie unbeliebt er war. «Er hat oft sogar die Säcke gezählt, wenn der Pächter von Madames Gutshof im Winter die Garben gedroschen und das Korn abgefüllt hat. Dagegen verhielt er sich in Anwesenheit der Baronin unterwürfig und zeigte ihr gegenüber nie sein wahres Gesicht.» 1963 begleitete der «Lamm»-Wirt den ehemaligen Chauffeur und Gutsverwalter der Baronin sogar einmal nach Genthod. Wucher wollte spontan seine frühere Madame besuchen und erwartete ein freudiges Wiedersehen, erzählte Walter Linder. «Doch statt eines wohlwollenden Empfangs ihres ehemaligen «Tausendsassas», begegnete uns die Baronin eher kühl und distanziert. Wir durften sie zum Gruss nur kurz stören, und als Max nach einer Übernachtungsmöglichkeit fragte, wurde uns der wunderschöne Park rund um die Villa zum Zelten angeboten.» Max sei wütend geworden. «Da es in Strömen regnete, schlug er diesen Vorschlag vehement aus», berichtet Linder, der während den Recherchegesprächen 82-jährig und damals Mitte Zwanzig war. «Schliesslich durften wir unsere mitgebrachten Luftmatratzen im «Salon Bleu» aufblasen und so doch in der Villa übernachten.» Die Madame habe nur noch kurz gesagt: «Demain je vous dirai au-revoir de la terrasse! – sie werde sich von der Terrasse aus von uns verabschieden. Und so war es. Max war böse und enttäuscht», weiss Linder noch, als ob es gestern gewesen wäre.

Bettys Patenkind Elisabeth

Das frühere Patenkind von Betty Lambert, Elisabeth Leuenberger-Bähler (geb. am 13. Dezember 1940), begegnete der Baronin einige Male in der Poststelle an der Gwattstrasse 125 und vereinzelte Male in der Villa. Ihre Eltern, Fritz und Martha Bähler, leiteten diese seit Ende der 1920er-Jahre. An eine Anekdote erinnert sich Elisabeth Leuenberger besonders: «Einmal begegnete ich der Baronin – da war ich vielleicht zwölf Jahre alt – am Schalter. Sie fragte mich spontan, ob ich mit ihr am nächsten Tag am Nachmittag mit ins Bad Heustrich kommen wolle. Ich solle am Strassenrand auf sie warten. Am nächsten Mittag zog ich meine Sonntagskleider an und stellte mich, wie geheissen, um 14 Uhr an den Rand des Gehsteigs. Ich sah, wie die Madame aus dem Ehrenhof in die Strasse einbog und freute mich. Doch sie fuhr, aus dem offenen Schiebedach ihres Fiats Topolino winkend, an mir vorbei. Sie hatte es wohl vergessen oder es sich anders überlegt.»

Und: «Wenn mich die Baronin am Tor mit dem Fahrrad vorbei radeln sah, grüsste sie mich in der Regel. Aber nicht immer. Einmal rief sie mir sogar «du dumme Kuh» nach», erzählte Elisabeth Leuenberger beim Recherchegespräch als weiteres Beispiel. Als Kind habe sie niemals mit den Kindern der Baronin spielen oder sie einfach so als Patenkind besuchen dürfen.

Ihre Mutter habe ihr gesagt, die Baronin habe im Krieg Angst gehabt, dass ihr als Jüdin etwas geschehen könnte. Dies und auch ihre eigene Tochter Ynes seien ein Grund für die alte Namensnennung gewesen. «Damit sie sich trotz der Scheidung von 1933 weiterhin von Bonstetten nennen darf, hat die Madame, wie meine Mutter mir erzählt hat, viel Geld bezahlt», sagte Leuenberger. Ob dies stimme, wisse sie jedoch nicht.

Während des Krieges habe die Madame ihre Angestellten immer von ihren Lebensmitteln und vom Essen aus der Küche nehmen und an Hungernde verteilen lassen. «Auch brachte sie meiner Mutter von ihren Auslandsreisen stets Medikamente gegen die ständigen Kopfschmerzen mit», erzählte die Tochter von Fritz und Martha Bähler weiter. Zu Weihnachten habe die Baronin ihr jeweils zwanzig oder dreissig Franken geschenkt. «Und einmal, als ich mit einem Nachbarskind und meinem Bruder einen riesigen dünnen Haufen Seegras angezündet habe und die Feuerwehr kommen musste, zürnte sie uns nicht.»

«Als mein Bruder ungefähr elf Jahre alt war, musste er wegen einer Blinddarmentzündung ins Spital, ein andermal wegen seiner Füsse, die operiert wurden. Während des Krieges gab es regelmässig Fliegeralarm und alle mussten in die Keller – auch die Patientinnen und Patienten im Spital. Eines Tages habe die Baronin nachgefragt, wie viele Kinder sich dort aufhalten müssten und liess zehn Kilogramm Cailler-Schokoladetafeln liefern. Meine Mutter berichtet noch heute beeindruckt, dass die Madame im

Spital nachgefragt habe, wann mein Bruder nach Hause kommen könne. Sie hat ihn dann – ohne Voranmeldung und Rückfrage – abgeholt und heim chauffiert. »

Die Korrespondenz sei für die Baronin stets wichtig gewesen. «Meine Eltern haben mich in der Schulzeit hin und wieder ausgeschickt, um sofort Pakete, Telegramme und Briefe aus dem Ausland oder von wichtig scheinenden Absendern in der Villa abzugeben», sagte Elisabeth Leuenberger. «Einmal, als ich ein Telegramm direkt vorbeibringen musste, traf ich die Madame zufällig. Nie vergesse ich diese Szene, wie ich da in Alltagsschulkleidern in der Eingangshalle stehe und die Baronin wie eine Königin elegant die Treppe hinunter und mir entgegen steigt.»

Die Baronin sei in der Regel selbst zur Poststelle gekommen; mit Briefen und Päckchen in die ganze Welt hinaus adressiert. Auch habe sie Telegramme aufgegeben und Anschriften gemeldet, wohin und wie lange ihre Post umgeleitet werden müsse. «Bei einem ihrer Besuche am Schalter hielt ich mich gerade bei meinen Eltern auf», erzählte Elisabeth Leuenberger. «Als sie mich sah, holte sie einen Geldbeutel hervor, drehte diesen um und hielt ihn offen, bis alles Münz auf dem Tresen lag. Es klimperte fürchterlich laut. So, dass ich mich schier schämte. Schliesslich hörte ich sie sagen: «Voilà, das kannst du behalten!»» Es sei Münz im Wert von ungefähr zwanzig Franken gewesen. «Sie hat mich gefragt, was ich nun mit dem Geld kaufen würde. Ich überlegte nicht lange und sagte: «Einen Füllfederhalter», worauf die Madame die Poststelle verliess und nach ungefähr einer Stunde zurückkehrte. Sie war in die Stadt gefahren und hatte in der Buchhandlung Krebsler einen Füllfederhalter für mich gekauft. Die Baronin trat ein, drückte ihn mir in die Hand – und verschwand gleich wieder.»

Nur hin und wieder habe die Baronin eine Bedienstete zur Poststelle geschickt, erinnerte sich Elisabeth Leuenberger. «Dies war einmal der Fall, da war ich vielleicht achtzehn. Als die Zofe mich sah, fand sie, ich sei nun erwachsen und es sei daher an der Zeit, die Baronin zu siezen. Doch als ich mich wieder einmal für ein Geschenk mit einem Brieflein bei der Madame bedankte und dies siezend, kam die Baronin danach höchstpersönlich zu uns an den Schalter und beschwerte sich bei meiner Mutter. Was für eine neue Mode das von mir wäre, sie neuerdings zu siezen.»

Ein einziges Mal war Elisabeth Leuenberger ein offiziell geladener Gast in der Villa gewesen. «Da war ich vielleicht zehn und hatte zum Vieruhrtee einzutreffen», erwähnte sie. «Ich trat auf den Kies im Hof. Der Butler trat kurz aus dem Haus und meldete der Baronin danach, dass ich, ihr Patenkind, da sei. Schliesslich bat er mich, um die Ecke auf die Loggia zu gehen und auf die «Madame, la Baronne» zu warten. Irgendwann kam sie. Sie sprach mit französischem Akzent, und ich fühlte mich starr und unwohl. Keine Ahnung, ob und was ich gesagt habe oder sie erzählt hat.»

«Zu meiner Konfirmation schenkte mir die Baronin eine Ledermappe mit Reissverschluss und Schloss und zweihundert Franken. Das war das grösste Geschenk von ihr», erzählte Elisabeth Leuenberger. 1964 habe sie ihr zur Geburt der ersten Tochter ein Geschenk schicken lassen: Toilettentüchlein, grosse und kleine Lavetten aus farbiger Frottéewäsche. «Dieser Stoff war damals neu auf den Markt gekommen.» Sie stand auf, holte die mittlerweile ausgewaschenen Toilettentüchlein aus dem Schrank, legte sie auf den Tisch und sagte: «Sie sind heute noch in Gebrauch.»

Noch bis 1966 schrieb Betty Lambert ihrem Patenkind Karten mit Fotos von sich und ihrem Welsh Gorgi Scruppi, um ihr etwas für die Kinder zu schicken oder ihr zum Geburtstag zu gratulieren. Sie signierte entweder mit B.v.Bonstetten oder mit B.v.B.

Der rote Hummer

Auch Ruth Frey – Enkelin des einstigen Hausschneiders der Baronin, Christian Michel-Gimmel, und Tochter von dessen Sohn Fritz Michel (*siehe weiter oben*) – wusste viele Dinge aus ihrer Kindheit zu erzählen. So hatte sich als Mädchen beispielsweise zusammen mit anderen Schulkameradinnen und -kameraden einst neugierig durch den Ehrenhof zur Villa angeschlichen. Vor der Küche hängten sie sich an das offene Fenster, um hineinschauen zu können. Während ihre Zehenspitzen auf einem schmalen Mauersims standen und sich ihre Hände krampfhaft an der Fensterbrüstung festklammerten, beobachteten die Kinder den Koch. «Er hielt ein riesiges rotes Tier – wohl eine Languste oder einen Hummer – über dem kochenden Wasser», berichtete Ruth Frey. «Der Koch blickte zu uns hinüber, lachte und liess das noch lebende Krabbentier plötzlich von weit oben ins kochende Wasser plumpsen. Vor Schreck liessen wir uns fallen und rannten sofort über den Kies davon.»

Ruth Frey hielt ihre Erinnerungen schriftlich fest; nachstehend eine gekürzte redigierte Passage:

«Zwar begleitete uns Kinder dauernd die Angst, entdeckt zu werden. Aber das Ziel waren die riesigen Schaukeln auf dem Tennisplatz der Baronin. Darauf in den Himmel zu fliegen war unendlich schön und dementsprechend reizvoll. Oft skizzierten wir mit einem Holzstecken im Sand einen Plan, wo wir im Park durchgehen und wo wir uns verstecken würden. Manchmal durften wir Kinder auch legal den Park betreten. Das war im Sommer, wenn die Enkelkinder aus Basel, Toutschka und Bettina, in den Ferien weilten. Ihr Kindermädchen sass auf der Parkbank und dirigierte das Spiel. So schmutzig wie wir, die uns überall heruntollten, durften die beiden Schwestern aber nicht werden! Die Wege in den Kindergarten und in die Schule waren zahlreich. Der kürzeste, und wegen des Verbots der reizvollste Weg, war jener durch den Park der Baronin. Die Hunde am Gitter zwischen Weiher und Allee bellten oft unbändig, und wir zitterten beim Gedanken, dass sie es schaffen würden, durch die Stäbe zu schlüpfen, uns zu jagen und zu beißen. Nicht zu vergessen war stets auch die Präsenz von Herrn Wucher und die Genugtuung, ihm wieder mal ein Schnippchen geschlagen zu haben.»

Der Zeppelin

Emma Strähl-Tschanz gab ebenfalls eine Anekdote wieder: «Als Jugendliche, und noch vor dem Zweiten Weltkrieg, habe ich mit der ganzen Familie auf einem Acker Kartoffeln gelesen, als ein riesiges Luftschiff über uns flog und Kreise über dem Bonstettengut zog. Die Leute um mich riefen: «Das ist der Graf von Zeppelin und in seinem Luftschiff fliegen die von Bonstettens mit.» Ob wirklich die Baronin samt Familie mitflog, weiss ich nicht. Der Lehrer hat uns das jedenfalls gesagt. Diesen zweihundert Meter grossen Koloss am Himmel über uns zu sehen und die Vorstellung, dass da diese Baronin aus dem Gwatt drin sitzen könnte, ist mir ein unvergessliches Erlebnis geblieben.»

Das Furer-Lebensmittelgeschäft

Tony Furer (*1943) ist im Gwatt aufgewachsen und lebt noch heute dort. Er kann sich bestens an seine Kindheit und an das Lebensmittelgeschäft mit Käse- und Ankenhandel (Anke = Butter) seiner Eltern und Grosseltern erinnern. Um mein Bonusmaterial zur Romanbiografie «Die Bronin im Tresor» zu ergänzen, hat er sich die Zeit genommen und seine Erinnerungen schriftlich festgehalten. Sie folgen nachstehend in etwas gekürzter und leicht redigierter Form:

«Wir Gwattner sprachen nur von Mme Bonstetten. Auch bei uns zu Hause war das so. Für uns war Mme Bonstetten in unserem Lebensmittelgeschäft eine (fast) normale, aber gute Kundin – was während ihrer Anwesenheit in Gwatt im Sommer der Fall war.

Ich erinnere mich nicht daran, dass irgend jemand ihre jüdische Herkunft oder den Namen der Rothschild im Dorf oder in unserem Lebensmittelladen thematisiert hatte (und in unserem Laden wurde zu dieser Zeit noch viel und umfassend diskutiert!). Auch meinem Vater, der sein ganzes Leben in Gwatt verbracht hatte, war die Herkunft von Mme Bonstetten nicht bekannt. Wie sollte es auch, sie sprach ja praktisch mit niemandem aus dem Dorf.

Gemäss Aussagen meines Vaters (1908-1985) war Mme Bonstetten bereits Kundin bei seinen Eltern. Nebst dem Lebensmittelladen, der von meiner Grossmutter (1880-1926) betrieben wurde, die zusätzlich noch 13 Kinder zu betreuen hatte, war der Grossvater (1870-1934) noch Käse- und Ankenhändler. Zu dieser Zeit gab es im Dorf nur kleine Geschäfte wie Bäckereien, Milchhandlungen und das Lebensmittel-Geschäft mit Anken- und Käsehandel der Familie Furer. Somit wurden schon damals Lebensmittel, Käse und Anken durch Familienmitglieder von der Familie Furer an Mme Bonstetten und ihre Belegschaft geliefert. Wie Vater uns jeweils erzählt hatte, wurde ausgelost, wer von den 13 Kindern die Ware ausliefern ‚musste‘. Man muss sich in diese Zeit zurück versetzen, um das richtig deuten zu können. Obwohl das Geld für die kinderreiche Familie dringend gebraucht wurde, war jeder Gang ein Gang in eine sogenannt glamouröse, aber auch mysteriöse und unbekannte Welt. Denn Mme Bonstetten verkörperte für die einfachen Menschen in diesem Bauerndorf Gwatt die unnahbare und eiskalte Person. Dass sie just unter diesen Leuten wohnen wollte, wurde, so hiess es, nie richtig verstanden. Es war eine Zeit, wo jeder jeden kannte und dessen Verhältnisse noch dazu. Von dieser fremden Welt wusste man aber praktisch nichts und das machte misstrauisch. Die damalige Generation von Gwattnern hatte, wie auch wir später, einen grossen, meist mit Angst verbundenen Respekt vor dieser Person, ihrem Clan und dem Anwesen dazu. Wem man dort auch

begegnete, die Ablehnung war jedem sicher und wo man den Fuss hinsetzte, war alles verboten und man wurde mit bösen Blicken oder sogar mit Strafe belegt.

Anfang der 1930-er Jahre versuchte Mme Bonstetten, bei den Behörden zu erreichen, dass die Gwattstrasse auf die Linie der Eisenbahnstrasse verlegt werden sollte. So wäre ihr ganzes Grundstück zu einer einzigen Fläche zusammen gewachsen. Dieses Ansinnen löste einen Bauernaufstand aus und kam faktisch einer Kriegserklärung gleich. Einige Bauern, auch mein Vater, die ihre Äcker an der Gwattstrasse oder wie wir auf der Allmend (heute Hoffmann Neopac AG an der Eisenbahnstrasse) hatten, befürchteten längere Anfahrtswege mit ihren Pferdekarren.

Sie schlossen sich zusammen und konnten so den ‚Furz‘ von Mme Bonstetten bodigen. Es sei ein Triumph für die einfachen Bauern gewesen. Die Ablehnung der Person gegenüber sei massiv gestiegen. Mein Vater wusste nicht mehr, ob die Behörden diesen anvisierten «Streich» verhinderten, oder ob Mme Bonstetten das Vorhaben selber zurückzog.

1942 übernahmen meine Eltern das Geschäft der Grosseltern. Der Käse- und Ankenhandel wurde aufgegeben und das Lebensmittelgeschäft vergrössert. Zusätzlich betrieben sie noch einen Landwirtschaftsbetrieb. Die Lieferungen in die Campagne Bellerive – später auch Bonstettengut genannt – musste zuerst mein Bruder Hans (geb. 1936), dann meine Schwester Helen (geb. 1939) und schlussendlich ich (geb. 1943) ausführen.

Das Bestellungen-Ritual lief immer gleich ab. Jeweils im Frühjahr, vor der Ankunft von Mme Bonstetten mit ihrer Belegschaft, suchte die Gouvernante/Zofe Fräulein Sophie – so wollte sie genannt werden – unser Geschäft auf. Sie trug immer die blau-weiss karierten Berufsschürzen, flache Schuhe und das schlohweisse Haar hochgesteckt. Fräulein Sophie führte eine lange Bestell-Liste von Lebensmitteln mit sich. Ausgiebig wurden die Produkte einzeln mit meinem Vater besprochen und sie beschrieb, wie sie sein sollten. Der Kaffee musste nach Wunsch der Kundin gemahlen werden. Die Artikel wie Zucker, Salz, Teigwaren, Reis etc. wurden noch im Offenverkauf angeboten. Sie mussten zuerst abgewogen und verpackt werden. Dreimal mussten wir die Ware stets umdrehen und prüfen, ob wirklich jeder Papiersack mit Inhalt den Vorstellungen entsprechen würde. Wenn ein Artikel fehlte, bekam die Zofe von Mme Bonstetten fast Zustände. Nicht selten radelte eines von uns Kindern mit dem Velo zu unseren drei Tanten (Schwestern meines Vaters) ins angrenzende Dürrenast-Quartier, wo die drei ebenfalls ein Lebensmittel-Geschäft führten. Wir holten bei ihnen den fehlenden Artikel, damit wir die Bestellung von Fräulein Sophie komplettieren konnten. Das lief praktisch jede zweite Woche so ab.

Über die Gäste, die im ‚Bellerive‘ ein- und ausgingen sind wir oft nicht informiert worden. Fräulein Sophie erwähnte jeweils nur, dass die Ware pünktlich geliefert werden müsse. Dann wussten wir Bescheid. Doch der Besuch von Fürst Rainier und Grace Kelly von Monaco im 1957 erwähnte sie meinem Vater gegenüber. Warum wohl? Wenn Fräulein Sophie die Bestellungen bei uns platziert hatte, bekam sie oft von Vater Furer (Anker-Typ, blauer Berufsschurz, Zöttelichappe) eine Tafel Lindt-Schokolade. Dann plauderten sie ein wenig zusammen! Sie verstanden sich gut.

Meine erste Lebensmittel-Lieferung in die Küche von Mme Bonstetten fand im April 1952 statt. Es war Mittwochnachmittag. Ich war neunjährig und besuchte die dritte Klasse. Es könnte gestern gewesen sein! Meine Schwester Helen, die während sechs Jahren zum Bonstettengut unterwegs war, musste mich begleiten. Da ich mit Vaters Militärvelo, an dem die Veloanhängerkupplung montiert war, noch nicht fahren konnte, musste ich zu Fuss auf die Reise. So fuhr meine Schwester mit ihrem alten ‚Göppel‘ (altes Fahrrad in schlechtem Zustand) neben mir her und bearbeitete mich ununterbrochen mit Anweisungen.

Anweisung 1: «Sobald du auf die Kiesplätze kommst, musst du vom Velo steigen (galt dann erst später für mich), damit der frisch gerechte Kies nicht mit Velospuren versehen wird.»

Anweisung 2: «Wenn du bei den Garagen Herr Wucher siehst, dann grüsse ihn mit Namen und pfeife nicht ein Lied. Er will nicht, dass auf dem Gut gepfiffen wird.»

Anweisung 3: «Wenn du bei den Garagen vorbei gehst, darfst du nicht gerade aus in den Ehrenhof fahren, sondern du musst rechts abbiegen, durch den Weg zwischen den Buchenhecken durch, beim Brunnen vorbei und durch den Seiteneingang zur Küche gelangen.»

Anweisung 4: «Im Brunnen schwimmen immer viele Forellen. Das Wasser ist mit einem Drahtgitter abgedeckt, damit sie nicht rausspringen können. Dieses Gitter darfst du nie anheben, um die Fische zu ‚chafeln‘ (anfassen). Die sind für die Mahlzeiten von Mme Bonstetten gedacht.»

Anweisung 5: «Wenn du Mme Bonstetten, oder eines ihrer Kinder siehst, musst du sie freundlich grüssen, sonst wird Fräulein Sophie bei Vater im Laden reklamieren und sich beschweren. Auch dann, wenn sie deinen Gruss nicht erwidern.»

Obwohl erst neun Jahre alt, fand ich das Coaching meiner Schwester zum Kotzen. Aber, ich musste da durch. Diese Anweisungen brannten sich bei mir ein und begleiteten mich während den Jahren, in denen ich liefern musste. Die Direktive war klar: Keinesfalls einen Fehler begehen.

Von Frühling 1952 bis ins Jahr 1959 war ich circa 80 Mal in der Villa (Küche). Während die Jugendlichen im Gwatt krampfhaft versuchten und bemüht waren, irgendwie auf dieses Terrain zu kommen oder etwas zu erspähen, war es für mich ein normaler Vorgang. Ich hätte gerne verzichtet. Ich fühlte mich auf diesem Grundstück ungebeten und unerwünscht.

Ich erinnere mich an einige wenige Kurzbegegnungen mit Mme Bonstetten:

Der Welsh-Corgi: Es war einmal im Jahr 1956. Sie war mit einem Corgi unterwegs. Ich – da 13-jährig – radelte mit dem Velo und Anhänger gerade um die Ecke bei den Garagen. Ihr Hund rannte auf mich zu und bellte wild. Mme Bonstetten rief mit ihrer tiefen und verrauchten Stimme dem Corgi etwas zu. Er stoppte und stand wie angewurzelt vor mir still. Ich grüsste Mme Bonstetten so, wie es mir eingetrichtert worden war, und die Situation war erledigt. Sie wandte sich grusslos von mir ab, der Hund rannte ihr hinterher. Ich zweigte rechts ab und verschwand im Weg zwischen den Buchenhecken, beim Brunnen vorbei und lieferte die Ware in der Küche ab. Von diesem Moment an wusste ich, dass ich später auch einmal einen Corgi haben möchte! Ich hatte mich sofort in diesen kleinen Tausendsassa verliebt. (1965 heiratete ich, 1975 bauten meine Frau und ich unser Haus und 1977 konnten wir unseren Welsh Corgi Pemproke – mit kupiertem Schwanz, Zuchtart in der Schweiz heute verboten, in England aber noch erlaubt) in Renens VD abholen. Sie hiess «Cannelle», wurde zwölf Jahre alt und begleitete uns auf allen Reisen in Europa.)

Ein andermal, bei einer späteren Anlieferung, sah ich Mme Bonstetten in der Loggia sitzen und rauchen, neben ihr lag der Corgi. Ich grüsste sie, sie mich nicht.

Der Küchenchef: Wie der Küchenchef hiess, weiss ich nicht mehr. Wenn der Italiener in der Küche stand und am Kochen war und ich den richtigen (!) Zeitpunkt erwischte, steckte er mir husch husch etwas in den Mund. Das war der Lohn für die Warenlieferung an Mme Bonstetten. Wenn ich unseren Kunden Waren heim liefern musste, bekam ich jeweils ein «Zwänzgi» (Zwanzigrappenstück) oder wenn es gut ging, ein «Füfzgi» (Fünzigrappenstück). Bei den Bonstetten-Lieferungen dagegen erhielt ich höchstens einen bösen Blick, keine Grusserwiderung, eine schroffe Zurechtweisung oder eben glücklicherweise manchmal einen Bissen in den Mund gesteckt. Wo man lieber hinging, lag auf der Hand. Da sich meine Mutter wegen ihrer Zuckerkrankheit lange Zeit in Brescia im Spital aufhalten musste, beschäftigten wir einige Jahre eine Italienerin (Lucia) aus Sizilien im Haushalt.

Dadurch lag mir die italienische Sprache näher als das Berndeutsch. Der Küchenchef hatte somit seine helle Freude an mir. Wir plauderten oft zusammen. Aber nur, wenn die Luft rein war (Mme Bonstetten weit weg) und seine Töpfe noch voll waren!

Schauen verboten: Zwischen dem runden Brunnen mit den Fischen und dem Eingang zur Villa konnte man einen kurzen Blick auf das Wasserbecken werfen. Die Kinder (die Enkelkinder der Baronin, Anm. Streun) badeten und ich schaute ihnen zu. Oh Schreck! Der Küchenchef beobachtete mich durchs Fenster und als ich in die Küche eintrat, um die Ware abzuliefern, ging es los. «Das darfst du nicht tun. Nach dem Brunnen musst du geradeaus auf die Villa schauen. Wenn sich die Kinder hinter der Villa im Bad aufhalten, darf niemand sie beobachten. Merk dir das, sonst kriegst du Ärger mit Herrn Wucher.» Ende der Moralpredigt. Zu Hause angekommen, habe ich auch diese Episode niedergeschrieben. Mir wurde bewusst, welch freies Leben ich und die andern Dorfkinder verbringen durften. Die «armen Bonstetten-Kinder» taten mir richtiggehend leid. Sie mussten wie Gefangene aufwachen.

Plymouth und Studebaker: Mittwochnachmittag, eine erneute Lieferung: Ich war nun schon einige Jahre auf diesem Gelände unterwegs. Ich bog von der Gwattstrasse auf den Kiesplatz ein und stieg vom Velo ab, so wie meine Schwester das wollte. Die Garagentore waren offen und auf dem Kiesplatz parkten zwei schwarze Limousinen. Ein Plymouth und ein riesiger Studebaker mit Weisswandreifen und mächtigen Heckflügeln, die wie Leuchttürme in den Himmel ragten, standen vor mir. Vor lauter Hinsehen übersah ich zuerst Herr Wucher, der am Boden an einem Fahrzeug herum hantierte. Artig grüsste ich ihn mit Namen und liess meiner Bewunderung freien Lauf. Vermutlich hörte ich fast nicht mehr auf zu schwärmen, worauf

er mir die Technik dieser Fahrzeuge erklärte. Sogar erlaubte er mir, den Studebaker zu berühren. Seidenfein! Es war die Zeit, wo die amerikanischen Schönheiten die Welt eroberten. Ich kannte alle Marken (die sieht man heute nur noch in Kuba). Für mich ein unbezahlbares Erlebnis. Diese Glitzerwelt! Wir hatten zu Hause nur Mistkarren und andere Fuhrwerke. Und keiner der Karren hatte Weisswandreifen!

Herr Wucher: Herr Wucher hatte also auch menschliche Seiten. Dass er auch ein unangenehmer Typ sein konnte, musste ich noch erfahren. Aber er passte sehr gut zu Mme Bonstetten! Sie hatte ihn ja auch rekrutiert. Sie wollte einen Sklaventreiber – und sie hatte einen. Sie hatte im Dorf mindestens so viele Hasser auf ihrer Seite wie Herr Wucher es hatte. Es hiess: Mme Bonstetten regle alles mit Geld. Sie erkaufte sich die Verschwiegenheit und die Gefolgschaft. Wem immer sie auch helfe, sie täte es nur aus Eigeninteressen – auch das war dorfbekannt.

Die Ehefrau von Herr Wucher hingegen empfand ich als eine sehr ruhige, angenehme und distinguierte Person. Mir gegenüber war sie immer freundlich.

Joseph: Und da war noch der Belgier, der Butler von Mme Bonstetten. Er hiess Joseph. Wir nannten ihn «den Hofnarren». Immer im dunklen Anzug, tadellos gekleidet, Stirnglatze und mit feiner Goldrandbrille. Wenn er lachte – und das tat er oft, sah man in seinem Mund gepflegte Zähne mit Goldecken verziert. Wenn er mich ansprach (meine Anwesenheit stand immer im Zusammenhang mit Warenlieferungen), so war es, dass er mir nahelegte, möglichst bald zu «verschwinden». Der Grund war immer, dass Gäste im Anmarsch waren. Da durfte kein «Fugi» (ein Auslaufbursche) das Bild stören. Die goldenen Ringe an seinen Händen faszinierten mich. Er war ein fairer und anständiger Mann mit feinen Manieren.

Fischen am Kanal im Park von Mme Bonstetten: Am Sonntagmorgen standen jeweils die Fahrräder reihenweise an der Buchenhecke zum Kanal an der Gwattstrasse. Aus allen Ecken der Gemeinde fuhren die Fischer jeweils vor. Von morgens vier Uhr bis halb neun Uhr durfte am Sonntagmorgen am Kanal gefischt werden. Wenn die Fensterläden bei der Villa geöffnet wurden, durfte keiner mehr am Wasser stehen. Und wehe, wenn sich einer verspätete. Herr Wucher kam im Stechschritt daher und verhängte sofort einen «Strafsonntag». Ein solches Malheur ist auch mir mal passiert. Bei der nächsten Warenlieferung am darauffolgenden Mittwoch begegnete ich ihm in der Nähe der Garagen. Ich grüsste ihn nicht nur freundlich mit Namen, nein, ich entschuldigte mich noch für die verspätete «Abreise» vom vergangenen Sonntag. Er schaute mich ungläubig an und meinte zu mir: «Das hat bis jetzt noch keiner so geregelt. Du kannst am nächsten Sonntag wieder fischen kommen.» Ich jubelte innerlich, denn dass Fischen bedeutete mir damals sehr viel.

Wenn man am Morgen früh mit Rute, Würmern und Kessel bewaffnet am Kanal ankam, waren die besten Plätze bei den beiden Seerosen Teppichen besetzt. Wir Buben mussten uns dann halt zwischen die bereits anwesenden Fischer stellen und das Glück so versuchen. Nur einer stand jeweils abseits, ganz am Anfang des Kanals bei der kleinen Holzbrücke am Seeausgang. Er fischte nur auf Aale. Die meisten Fischer kannten die nicht mal. Einige Male, wenn das Wetter zu heiss war und man keinen Biss an der Angel spürte, legte ich die Rute ins Gras und ging zu Streun Albert «Bärtu», so hiess der Mann am äussersten Rande des Kanals (das war mein Grossvater, und ich wusste das vor der Bekanntschaft mit Tony Furer nicht, Anm. Streun). Ein Mann wie eine Eiche. Schwarzes, nach hinten gekämmtes Haar und mit aufrechtem Gang. So kannte man «Bärtu». Erklärte mich über seine Fangmethoden auf und zeigte mir, wie er die Kirsche an der Angel befestigte. Er sagte mir auch, dass diese Viecher sogar über Grasflächen wandern würden, wenn sie von einem zum andern Gewässer wechseln wollten. Ich habe einiges von Streun Albert gelernt. Ob er jemals einen Aal erwischte, weiss ich allerdings nicht. Ich sah ihn jeweils dort draussen sitzen, und er war mir sympathisch, weil er mir zeigte, wie man bei diesen Fischen vorgehen musste. Das machte sonst keiner. Im Gegenteil, jeder versuchte zu verstecken und zu vertuschen, wo es klappte mit dem Fischfang. Einen wertvollen Typ bekam man nicht und eine gute Stelle am Wasser wurde verschwiegen. Bei einigen Fischern konnte man den Eindruck bekommen, dass diese Anglerei eine existentielle Angelegenheit sein musste. Wenn man einen Fisch erwischte, war der Neid in ihren Augen sichtbar. Sie drängten sich mit ihren Ruten in die Nähe und hofften ebenfalls auf einen Fang.

Trotzdem war es eine schöne Zeit, morgens früh am Wasser zu stehen und zu warten bis der Zapfen verrückt spielte.

Tennisplatz: Es war im Sommer 1958. Ich war mittlerweile 15-jährig und konnte schwimmen wie ein Fisch. Aber auf dem Inseli vor dem Bonstettengut war ich noch nie! Dabei war dieser mystische Kleinod

so nahe vom «Stäg», wo wir jeweils ins Wasser stiegen. Dieses Inseli wurde (um 1780, Anm. Streun) aus der ausgehobenen Erde aus dem dabei entstehenden Kanal errichtet und war für alle tabu. Das wollte ich ändern und schwamm im Sommer 1958 von der nahe liegenden «Heimstätte» (heute Deltapark) aus, dem Schilfgürtel entlang, auf die kleine Insel zu. Vom Wasser her gab es aber praktisch nichts anderes zu sehen als Bäume und Sträucher. Trotzdem überkam mich fast die Angst, weil ich direkt zum Tennisplatz der Mme Bonstetten hinsah, den man ja als Gwattner gar nie sehen sollte!

Als ich den Plan fasste, zum Inseli zu schwimmen, hatte ich zuvor zwei Kollegen gefragt, ob sie mitmachen würden. Keiner wollte dabei sein. Im Nachhinein wollten sie aber alles über das Inseli wissen! Jede Einzelheit musste ich schildern. Das war ein tolles Jugenderlebnis, welches bald 63 Jahre zurückliegt. Von unserem Hause an der Gwattweg aus sehen wir noch heute den See und das Inseli in seiner Pracht. Wenn ich nach unten und dorthin schaue, ist mir dieser Sonntag noch heute omnipräsent.

Ich war auch viele Male (meistens am Sonntag) mit Schütz Housi (der Sohn des Landwirts, der das Bauerngut neben der Villa von der Baronin gepachtet hatte, Anm. Streun) im «Wäldeli» im Park von Mme Bonstetten. Es befand sich neben der Wiese beim Kanal. Wir beobachteten die Wasservögel, die man vom Fussweg her (alte Wegführung) sehen konnten. Zugleich konnten wir von dort aus auch die Tennisspielenden beobachten, indem wir uns hinter dem Bootshaus in Deckung brachten.

Krähen: Einmal schossen wir im «Wäldeli» mit dem Luftgewehr auf Krähen. Dadurch erweckten wir die Neugierde von Herrn Wucher. Wir konnten von Weitem beobachten, welchen Weg er wählte, um das «Wäldeli» zu erreichen. Dadurch konnten wir via Vorplatz beim alten Pfarrhaus (heute Altersheim Seewinkel) entkommen und auf dem Feldweg in Richtung Restaurant Lamm davon springen.

Dies waren meine Erinnerungen an Mme Bonstetten. 1959 kam ich aus der Schule und verbrachte die nächsten 13 Monate in einem Sprachinternat in Neuchâtel. Als ich 1960 zurück kam, gab es sie für uns nicht mehr. Plötzlich war sie weg und niemand aus dem Dorf weinte ihr eine Träne nach.

Was geblieben ist, ist der schöne Park im Gwatt; in jenem Dorf, wo ich 1943 geboren wurde. Dieser Flecken Erde löst noch heute ein etwas kurioses Gefühl in mir aus. Nach einem fünfjährigen Berufsaufenthalt in Zürich wohnen wir seit 46 Jahren wieder im Gwatt an der Gwattweg. Ich behaupte, dass ich noch nie, wirklich nie, nach Thun gefahren bin, ohne dass ich meinen Blick nicht zur Villa gerichtet habe! Irgendwie sollten doch die Fensterläden aufgestossen werden; dort oben rechts, wo Mme Bonstetten sonntags jeweils kurz rausschaute und wieder aus dem Blickfeld verschwand!»

Die Kur im Bad Heustrich und die Rückfahrt mit dem Fahrrad

Rosmarie Portmann-Scheidegger (Jahrgang 1935) wohnt heute in Luzern. Gerne erzählt sie von ihren persönlichen Begegnungen mit Betty Lambert.

«Mein Vater Ernst Scheidegger arbeitete im Kandertal als Beamter in der Bahnhofsstation Heustrich-Emdtal, ein Dorf nach Spiez. Das Bad Heustrich war ein Hotel mit Kurbetrieb. Die Schwefel-Heilquelle befand sich oberhalb des Gebäudes. Die Wannen befanden sich in kleinen abgetrennten Räumen. Im alten Bad, welches durch einen Brand ziemlich zerstört wurde, lagerte die Armee im Zweiten Weltkrieg Käse.

Die Menschen reisten wegen Asthma, Schnupfen, Husten oder anderen Krankheiten zum Kuren. Sie badeten oder inhalierten. Vom Bahnhof zum Bad mussten sie zwanzig bis dreissig Minuten zu Fuss über den ungeteerten Weg gehen und die Holzbrücke über die Kander passieren.

Auch die Baronin Betty Lambert, wir nannten sie Madame de Bonstetten, kurte einmal während ein paar Wochen dort. Das war vielleicht im Sommer 1942 oder 1943. Ich war acht oder neun Jahre alt und besuchte in Heustrich-Emdtal die zweite, vielleicht die dritte Klasse. Da Krieg war, mangelte es an vielen Dingen.

Ich sehe die Madame noch heute vor mir. Sie reiste zwei- bis dreimal die Woche mit dem Zug an – und bei trockenem Wetter mit ihr ein modernes schweres Fahrrad, vielleicht eine englische Marke, wie ich denke. Da ich noch klein war, kam sie mir gross vor. Aus heutiger Sicht schätze ich sie auf vielleicht ein Meter sechzig oder siebzig. Sie war weder dick noch mager, sondern sportlich und darauf vorbereitet, nach Hause zu radeln. Ich weiss nicht mehr, wie sie gekleidet war, ebensowenig, wie sie die Haare trug. Sie war eine schöne Frau und wirkte edel.

Wohl hatte ich gerade Sommerferien. Jedenfalls schob ich, während sich die Madame im Bad aufhielt, ihr Fahrrad von der Bahnstation Heustrich den holperigen Weg in die Höhe bis auf die normale Fahrstrasse.

Dort wartete ich auf sie. Jedes Mal schenkte sie mir zum Dank etwas Schokolade oder ein Büchlein, manchmal drückte sie mir auch Geldstücke in die Hand. Dann fuhr sie davon und radelte die knapp fünfzehn Kilometer bis zu sich nach Hause ins Gwatt am Südrand von Thun.

Irgendwann später, aber noch im selben Jahr, sagte die Madame meiner Tante und meinem Onkel – die beide die Post im Gwatt betreuten und deren Tochter Elisabeth Bähler (Jahrgang 1940) das Patenkind der Baronin war –, ich sei zu einem Nachmittagstee bei ihr in der Villa eingeladen. Von meiner Tante in der Post spazierte ich an jenem Tag in den Sonntagskleidern und pünktlich zur Madame hinüber. Ein Mann, livriert in Kleidern wie ein Butler, öffnete mir das verschlossene Tor und führte mich hinter das Herrschaftshaus. Ich war sehr, sehr scheu. Im Garten stand ein gedeckter Tisch mit weissem Tischtuch.

Madame kam, setzte sich zu mir hin und ich hörte ihr scheu zu. Sie fragte mich, wie es in der Schule gehe und erzählte mir, wer diese Tage zu Besuch war – an Namen kann ich mich allerdings nicht mehr erinnern. Ihre Bediensteten waren in Weiss gekleidet und trugen Hauben. In diesen Kriegsjahren fand ich es ein Wunder, neben ihr zu trinken und Kuchen zu essen.

Auf einmal sagte sie ‘einen Moment bitte’ und ging ins Haus hinein. Zurück kam sie mit einer grossen flachen Schachtel, um die ein rotes Band gebunden war. «Ich habe hier etwas für dich», sagte sie. Wir verabschiedeten uns und sie begleitete mich Tor. Danach sah ich sie nie mehr.

Es war ungefähr halb fünf Uhr. Ich eilte zur nahe gelegenen Bahnstation Gwatt. Viele Leute warteten dort auf den Zug, der in Richtung Oberland fuhr. Hinter ihnen stieg ich in den bereits voll besetzten Waggon. Es war der ‘Blaue Pfeil’, wie die Zugkomposition mit den BLS-Doppeltriebwagen noch heute heisst.

Da ich die Schachtel in den Händen hielt, konnte ich nur schwer die Schiebetüren zur Seite pressen. Als ich schliesslich die Türe des ersten Abteils geöffnet hatte, fuhr der Zug mit einem Ruck an und ich stürzte auf die Knie zu Boden. Durch den Fall schob sich der Deckel der Schachtel beiseite und eine Riesensmenge Karamelstücke oder Bonbons purzelten raus und verstreuten sich am Boden unter den Bänken.

Die anderen Passagiere machten grosse Augen, tuschelten und starrten auf die Süssigkeiten (es war ja alles rationiert!) und fragten sich sicher, woher das kleine Mädchen so viele Süssigkeiten hatte – und so blieb mir dieses Treffen bei der Madame an diesem wunderschönen Ort ist mir bis heute einmalig und in bester Erinnerung geblieben.»

Informationen von der Website der Stiftung Bad Heustrich:

Seit 1770 diente die Heilquelle am Fusse des Niesen im Bad Heustrich zum Kuren. Doch erst als Johann Hofstetter 1831 jene Badehütte kaufte, nahm der Betrieb einen grossen Aufschwung. 1835 entstand das erste Kurhaus mit 18 Zimmern. Bis zum Ersten Weltkrieg stieg die Bettenzahl auf 180. Den Höhepunkt bildete das 1892 erbaute moderne Zentralhaus, dessen Kureinrichtungen von Fachleuten als hervorragend beurteilt wurden. Behandelt wurden Störungen der Schleimhäute, des Kehlkopfes, der Blase sowie Magenkrankheiten, Bronchitis und Bleichsucht. Nach dem Krieg blieben die noblen Gäste aus und die Ärzte verschrieben statt Kuren häufiger Medikamente. Besonders wenige Gäste kamen im Sommer 1931, am Ende der Saison war die Kasse leer. Am frühen Morgen des 26. Februar 1932 brannte das Heustrichbad bis auf die Grundmauern ab. Laut Gerüchten sei Brandstiftung verübt worden. Das Bad wurde zwar wieder aufgebaut, jedoch kleiner als zuvor. Doch an die Zeit vor dem Krieg konnte nie mehr angeknüpft werden. Die Bäderkultur hatte sich verändert. Private Häuser verfügten über ein eigenes Bad und damit kam es nicht mehr zum grossen Aufschwung. Bis 1971 wurde das Bad weiterhin als Hotel betrieben. 1973 erwarb die Fürsorgedirektion des Kantons Bern die Liegenschaft und übergab das Haus dem Verein für sozialtherapeutische Gemeinschaft. Drei Jahre später entstand mit der Stiftung Bad Heustrich die heutige Trägerschaft.

Ergänzend einige einzelne Aussagen von verschiedenen Personen zur Baronin

Um die Stimmung im Gwatt von damals zusätzlich wiederzugeben, liste ich nachstehend eine verkürzte Auswahl einiger Aussagen von Gwattbewohnerinnen und -bewohnern über «ihre» Baronin auf; solche, die sie selbst erlebt hatten oder lediglich vom Hören Sagen kannten:

«Manchmal, wenn die Baronin guter Laune war, warf sie den Angestellten aus dem Fenster einen Hundert-Franken-Geldschein zu – oder auch mal zwei.»

«Meine Mutter erzählte oft, wie die Angestellten schon für den alten von Bonstetten fast den ganzen Haushalt von der Villa zu den reservierten Zugwaggons auf dem Anschlussgeleise im Bahnhof Gwatt schleppten.»

«Mir gefiel, wie sie eher bescheiden und unauffällig, jedoch stets elegant gekleidet war. Sie war schlank und führte die beiden kurzbeinigen Welsh Corgis, solche, die auch die englische Königin hielt, grazil und kerzengerade an der Leine. Zum Schluss hatte sie nur noch diesen einen, den bissig böartigen Scrumpi, der genauso bellte wie die meisten ihrer Köter. Die Madame hatte immer zwei, drei und noch mehr von denen. Und auch Pudel, Schäfer und so.»

«Schuhe und Kleider ... nur das feinste Leder und der neuste Stoff musste es sein, stets die beste Qualität und auf Mass perfekt geschneidert.»

«Ja, ja, die Däppens vom Käseladen an der Gwattstrasse 111 mussten stets fast fliessenden Camembert bereitstellen, wenn die Madame im Gwatt war. Diesen stinkenden Happen wollte sonst niemand hier kaufen – ausser die Baronin für sich und ihre Gäste!»

«Vor dem Bedienstetenhaus an der Gwattstrasse 117 stand ein wunderschöner Magnolienbaum. Der Gärtner Neumann züchtete schönste Blumen und erneuerte jeden Tag den Strauss in der riesigen Vase in der Eingangshalle und jenen auf dem Tisch in der Loggia. Er verteilte wunderschöne Arrangements und Dekorationen überall im Haus.»

«Ich erinnere mich an die kleine Neumann. Die rannte am liebsten barfuss rum. Ich sehe noch heute, wie die Kleine für die Gäste der Baronin die Bälle während des Tennisspiels einsammelt und sie flink wie ein Rehlein den Spielern bringt.»

«Manchmal spielten die Frauen und Männer mit ihren modernen Sportbekleidungen oder in kurzen Röcken bei der grossen Hitze bereits um fünf Uhr morgens Tennis, während wir die Kühe melkten.»

«Die Baronin liess während des Krieges rund um den Park alles bepflanzen, damit wir, die Gwatter, die Madame nicht sehen, und sie sich mit ihren Gästen amüsieren konnte.»

«Sie handelte schon immer an der Börse mit Wertschriften. Besonders während des Krieges hat die Madame mehr als üblich Radio gehört und die Börsen verfolgt. Die Angestellten beklagten sich damals, da ihre Launen je nach Ergebnis des Börsenkurses, besonders bei Verlusten, unerträglich gewesen sei. Im Dorf hiess es, dass die Baronin in Belgisch-Kongo viel Geld und Aktien verloren habe.»

«Mir imponierten die eleganten Limousinen mit den Weisswand-Pneus, die ihr Wucher stets reinigen musste. Sie sammelte geradezu Autos: Bughattis, Chevrolets, ein Studebaker, bei dem sich das Dach öffnen liess, und viele andere; auch Cabriolets der 1930er- und 1940er-Jahre; Buicks, Cadillacs, Thunderbirds, Fords und den Topolino, mit dem die Madame, ihre Söhne, aber auch ihre älteste Enkeltochter, die Blonde aus Genf, bei geöffnetem Dach durch den Park kurvten.»

«Ihr Park war mit den exotischen Bäumen sehr geheimnisvoll.»

«Im Winter schlich ich mich manchmal hinein und schlenderte auf dem Rundweg durch den Park, der mich an englische Landschaftsgärten erinnerte.»

«Obwohl der Park grösser geworden und das Gut nicht mehr von einer Strasse durchtrennt gewesen wäre: Ich bin ich froh, dass sich unsere Väter wie auch wir uns Ende der 1930er-Jahre erfolgreich gegen die Baronin und ihren Mann, den von Bonstetten, beziehungsweise ihre geplante Verlegung der Gwattstrasse hinter die Villa gewehrt haben.»

«Ihre Lieblingsköter waren Fluffy und Gucky oder wie die hiessen. Der eine war ein Pudel und der andere ein Welsh Corgi, glaub'ich. Autos überfahren die beiden, und der Gärtner musste sie im Park zwischen den exotischen Föhren aus Südfrankreich begraben und ihre Gräber mit Blumen schmücken. Ich fürchtete mich vor diesen Kötern. Noch vor dem Krieg hatte sie deutsche Schäferhunde. Mit einem schwarzen belgischen Schäferhund übte sie sogar Dressur. Und da war Bonzo, ein schwarzer belgischer Schäferhund oder ein Welsh Corgi. Die hiessen alle ähnlich: Kofi, Kogy, Kugi oder so. Einer war freundlich und rannte jeweils zu mir hin, um mich zu begrüßen. Einen Welsh Corgi hatte die Madame beim Wegzug. Doch dieser Scrumpi hatte einen schlechten Charakter und biss. Vor diesem Kläffer fürchteten sich alle.»

«Bei Regen hielt ihr der Butler den Schirm. Sie ging in Stöckelschuhen, und er wollte verhindern, dass ihre prachtvollen Haare oder ihre Leopardjacke nass wurden.»

«Ich hatte jedes Mal ein schlechtes Gewissen, wenn ich sie sah. Denn ich wusste, dass sie es verboten hatte, sie zu beobachten.»

«Die Enkelkinder der Baronin sagten immer hochnäsiger, dass dies ihr Park sei. Einzig der Gärtner durfte in den Park und durch den Wald und zu seinem Boot am See gehen.»

«Wucher war unser selbsternannter Dorfpolizist. Ich kenne im Gwatt niemanden, der ihn mochte. Er war ein eingebildeter Wicht, der sich mit der Madame wichtig machte. Diesem Wucher hatte sie in den Kriegsjahren oder unmittelbar danach am stadtseitigen Ende des Parks eine Parzelle geschenkt – als Lohn. Sie war bestimmt als Jüdin nicht immer an ihr Geld im Ausland gekommen und der Wucher hatte ihr doch Geld geliehen. Vielleicht war die Parzelle Schweigegegend. In den 1950er-Jahren erstellte der dort sogar ohne Baubewilligung eine Pergola. Gegenüber der Bettlereiche schenkte sie ihm noch mehr Land, wo er eine Überbauung realisieren und nach dem Verkauf des Bellerives selber dort wohnen konnte.»

«Dieser misstrauische, missgünstige und missmutige Mochtegermpolizist. Wenn er sich zu uns zum Kartenspiel hinsetzte, wurde es sofort ungemütlich. Ein komisches Gefühl verbreitete schon die Art und Weise, wie er die Jasskarten auf eigenartige Weise hielt.»

«Im Krieg lebten besonders am Dorfrand etliche Familien in Armut und litten grossen Mangel. Die Lebensmittel waren rationiert, viele Männer dienten unserem Vaterland an der Grenze – derweil die Madame immer genug von Allem hatte und Gäste in Massen bewirtete. Wir dachten sowieso: Wenn die Deutschen kommen, werden sie als Erstes die Baronin mitnehmen, da sie eine Jüdin ist. Und sie in eines dieser Lager bringen oder erschiessen.»

«Trotzdem warf sie im Krieg Resten weg und benutzte unverändert viel Parfum. Man roch, wenn sie in der Nähe gewesen war, ob im Park oder in der Post.»

«Die Baronin handelte und verkaufte in den letzten Jahren oft Kunst. Sie verhökerte eigene Sachen und solche von Freunden und Bekannten.»

«Mein Bruder lieferte dem Chefkoch regelmässig Lebensmittel und Wein. Er erzählte oft, dass es früher bei der Baronin wie in einem kühnen lusternen Tollhaus zugegangen sei. Die Bediensteten seien gehetzt rumgerannt. Immer hatte sie Besuch – und erst recht vor, während und nach dem Krieg. Einmal begleitete ich meinen Bruder und schaute während des Wartens in die Küche. Da rannte sofort ein Butler zu mir und sagte nervös und in gebrochenem Deutsch, es sei verboten, lärmig und laut zu sein oder gar zum Weiher hinter dem Haus zu gehen.»

«Ich bin 1932 in Heimberg zur Welt gekommen, seit 1959 lebe ich in Brugg. Als ich etwa vier Jahre alt war, zog meine Familie nach Gwatt. Immer, wenn ich als Kind bei der Villa von Bonstetten – so nannten wir das Anwesen – vorbeikam, dachte ich, wie es wohl wäre, wenn ich einmal durch das schöne schmiedeiserne Tor eintreten könnte, um mich umzusehen. Mädchenträume... Einmal, im zweiten Schuljahr, war ich mit zwei meiner Schulkolleginnen auf dem Heimweg vom Schoren-Schulhaus herkommend. Wir gingen über den sogenannten ‚Feldweg‘ nach Hause. Da kamen uns zwei Frauen entgegen, die angeregt zusammen plauderten. Wir grüssten die Damen. Sie blieben stehen und fingen an, mit uns zu sprechen. Zum Schluss stellte uns eine der Damen eine Rechenaufgabe. Weil wir diese lösen konnten, erhielt jedes Mädchen ein Zweifranken-Geldstück. Das war damals viel Geld, und wir waren erfreut. Später erfuhren wir, dass eine dieser Damen die Frau Baronin war. Bei der Papeterie Krebsler und im Kaufhaus ‚Zur Stadt Paris‘ bei Herrn Geismar ging ich oft mit meinem Vater einkaufen. Auch sonst wurde die Baronin hin und wieder in der Stadt Thun gesehen. Sie hatte immer jemanden bei sich. Die Leute tuschelten jeweils und sagten, das sei doch ‚die‘ vom Bonstettengut.»